



Leseprobe  
aus der Serie »Rebecca, Angel Caido«

© 2021 / 1.Auflage; Buch IV  
**Martin B. Dante**

**Am Ende stirbst du allein**

»Thriller«

»Vergebung kann die Vergangenheit nicht ändern,  
aber die Zukunft beeinflussen.«

*Elizabeth Keen*

Als Leseprobe wurden Kapitel 3 und 4 ausgewählt:

**Rivalen**

Kapitel 3

Mai 2023, Playa del Carmen, Mexiko

„John Winter. Was für eine schicksalhafte Fügung! Ich kann es einfach nicht glauben, dass uns dieses Leben wieder zusammenführt.“ Ihr Haupt schüttelte sich intensiv, so dass ihre kurzen Haare durch die Sonnenstrahlen wie Diamanten schimmerten. Sie änderte ohne Anzeichen von Hast ihre Körperhaltung, legte die langen Beine hoch und setzte sich im Schneidersitz direkt vor John, als wolle sie mit ihm ein Picknick machen.

„Ich sage dir, wie es jetzt weitergeht, mein alter Freund...“

„Tja, aus unserem Date wird wohl nichts mehr werden“, wurde John mutiger, da ihn der erste Schrecken langsam verließ. Er konnte seine Angst inzwischen besser verbergen, weil er davon ausging, hier am Strand würde ihn diese Killermaschine nicht attackieren. Hier waren einfach zu viele Menschen. Hier waren er und seine Tochter relativ sicher. Vorerst wenigstens.

„Unser Date findet statt, mein lieber John.“

„Was?“

„Oh, natürlich nicht so, wie es eigentlich von dir geplant war!“

Die Aussage überraschte den Amerikaner. „Was meinst du mit eigentlich, Rebecca?“ Die Blondine neigte ihr Haupt und ihre graziösen Augen verengten sich scharf. „Sieh` es mal so, John. Vor wenigen Minuten hattest du noch die Absicht inne, mit mir zu ficken. Jetzt hingegen bevorzugst du es, ganz schnell und klammheimlich Mexiko ohne Anzeichen zu verlassen, weil du in der Frau eine gemeingefährliche Mörderin siehst, oder?“

Dem wollte John nichts entgegensetzen.

„Es bleibt dabei. 20 Uhr im La Libertad, 400 Meter an der Promenade entlang. Es gibt zu viele unbeantwortete Fragen, die du mir ehrlich ans Licht bringen wirst. Sollte unser kleiner John der Meinung sein, er könne mich verarschen, indem er versucht zu fliehen“, Rebecca ballte die Fäuste, „werde ich dich finden, ganz sicher.“

Und dann werde ich das erledigen, was ich mir vor vielen Jahren geschworen hatte“, warnte die großgewachsene Frau, als sie sich aus der Liege

erhob, nach ihrer Tochter rief und Aurelia an die Hand nahm. Aber sie wandte sich noch einmal den wie erstarrten John zu: „Sei klug und enttäusche mich nicht!“, blitzte es in ihren kastanienbraunen Augen. Sie strich der kleinen Emily durch das lange braune Haar. „Wir sehen uns heute Abend, Emily“, zwinkerte Rebecca Johns Tochter zu.

Die rannte mit kleinen Schritten zu John rüber, der sie väterlich in den Arm nahm und liebevoll streichelte. Rebecca geleitete Aurelia durch den feinen Sand. Ihre Tochter starrte wie ein Wiesel zu der tätowierten Frau hoch, leise flüsterte sie: „Mama, magst du diesen John?“

Rebecca ironisierte beabsichtigt: „Oh ja, Aurelia. Ich habe diesen John Winter zum Fressen gerne. Du glaubst gar nicht, wie ich mich auf den heutigen Abend mit ihm sehne. Das wird ein Mordsspaß...“

„Mama!“, starrten die großen runden Augen vorwurfsvoll in Rebeccas.

„Ich jedenfalls finde ihn sehr nett. Ich mag ihn wirklich!“

Das überraschte die ehemalige Auftragskillerin.

Für einen Augenblick verfliegen ihre mordlüsternen Gedanken. Nur ganz kurz, dann kehrte eiserne Härte in ihre Mimik zurück und ihre dünnen Brauen senkten sich an die Ränder ihrer zu Schlitzen mutierten dunklen Augen.

Einige Stunden später richtete John den Kragen von seinem Hemd. Vor dem Badezimmer-Spiegel hatte er sein Äußeres absolut lupenrein gepflegt. Normalerweise benötigte er für den Vorgang nur wenige Minuten, dieses Mal kam ihm die Zeit vor dem Spiegel unendlich vor. Er war innerlich total angespannt, versuchte das aber vor seiner Tochter zu verbergen. Die hingegen entschied sich gegen den Besuch bei dieser Mileena, weil ihr noch das undurchsichtige Funkeln ihrer bösen Augen im Geist spukten. Einem neunjährigen Mädchen waren diese böse Augen nicht entgangen, aber Emily konnte ihrem Vater nicht ausreden, sich mit Mileena zu treffen. Sie hatte keine Ahnung, dass John zu dem Date regelrecht gezwungen wurde. So tat er es mit einer schlichten Ausrede ab, er hätte sich bereits in Mileena verliebt und könnte nicht anders, weil er nur seinem Herzen folgte. Das klang stark nach dem Wortschatz eines

unbelehrbaren Teenagers, und er war froh, dass seine Tochter nicht weiter nachbohrte. Aber es fiel ihm sichtbar schwer, Emily diesen Abend alleine im Hotel zu lassen. Doch das war besser, als sie in den Fängen dieser wahnsinnigen Rebecca zu wühlen. Ebenso hätte er Emily auch vor das Maul eines hungrigen Tigers werfen können. An der Türschwelle verabschiedete er seine Tochter. Diese hatte sich vor dem Flachbildschirm gekniet und war mit der PS5 beschäftigt und ziemlich abgelenkt. Das war ihm nur recht, denn sie beachtete nicht mehr das Treffen und stellte keine Fragen.

„Ich bin um Punkt 22 Uhr zurück. Lass` hier bitte keinen Fremden ein und stell` nichts Unartiges an, hörst du, Emily?“

Die nickte mit ihrem kleinen Kopf. „Viel Spaß Papa!“

John seufzte innerlich, seine Gedanken waren gehetzt. „Verdammt, ich kann kaum Atmen vor Angst. Beherrsche dich gefälligst, Mariner!“

Unten am Hoteleingang angekommen, starrte er der untergehenden Sonne entgegen, deren Farbenpracht das rauschende Meer rotblau färbte.

Er hörte das Geräusch von brandenden Wellen und lauschte dem Klang von singenden Möwen. Am liebsten wäre er noch einmal zurück in die Hotelbar, um dort einen Whiskey zu kippen, der seiner Beruhigung galt. Der hätte ihm zu dem bevorstehenden Schiss verholfen, der ihm seit wenigen Stunden unterhalb der Magengegend zum unangenehmen Begleiter wurde. Es half nichts, er musste ins La Libertad, jener Strandbar, wo er seine ärgste Rivalin aufsuchte – aufsuchen musste. Er folgte der Promenade in westlicher Richtung. Unter hohen Palmen und dem goldenen Schein von gereihten Laternen marschierte der Amerikaner auf der langgezogenen Straße entlang. Weil er den Kopf hängen ließ, sah er auf das farblich wechselnde Muster der Pflastersteine. Schon dem Ziel vor Augen, gab er sich sichtbar einen Ruck und korrigierte seine Körperhaltung auf ein stattliches Äußeres, das auf einen attraktiven Mann Ende Vierzig hinwies, als er die Pforten der Strandbar erreichte. Mit dem schwarzen Hemd, den dunkelblauen Jeans und seiner Sneakers wirkte John jedoch schlicht gekleidet, reduziert auf das



Aussehen der anderen beiden Gäste, die an einem Ecktisch genüsslich speisten. Die waren in Anzug und Krawatte gekleidet, nickten dem Amerikaner zu, als der seine Anwesenheit mit einem zurückhaltenden Guten Abend vollzog.

„Hallo Señor“, begrüßte John eine junge, sehr attraktive Dame, mit pechschwarzem Haar, das zum Ende hin ein Pferdeschwanz festknotete. Sie trug eine neumodische Brille mit großen Gläsern.

„Sie werden bereits erwartet“, verwies ihn die junge Frau mit einem realen Lächeln auf einen zweier Tisch in der Nähe der Theke. John folgte verhalten, setzte sich mit Umsicht, denn er suchte nach Rebecca.

„Etwas zu trinken?“, fragte die Schönheit.

„Ja, ein Bier“, war seine übereilte Antwort.

Doch schnell korrigierte er sich und schob eine Frage nach. „Was haben Sie denn für eine Marke im Angebot?“

Als die Kellnerin ihm unzählige Biersorten mit spanischem Namen aufzählte, stoppte sie John Winter und fragte nach einem schlichten Bier von deutschem Ursprung und nannte die Marke, welche er am liebsten trank.

„Haben wir auch im Angebot, Señor. Da haben Sie aber Glück, dass meine Chefin die einzige im Umkreis ist, die Bitburger verkauft. Wissen Sie, Mileena ist nämlich Halbmexikanerin, die andere Hälfte ist rein deutsch“, zwinkerte sie ihm zu, „aber sie ist ein wirklich herzensguter Mensch, glauben Sie mir.“

„Oh Mädchen, wenn du wüsstest, wer sich unter der tarnenden Hülle einer Mileena versteckt“, dachte John und lächelte ihr nickend zu. Er blieb auch keine Antwort schuldig. „Ja, das muss heute wohl mein Glückstag sein“, versuchte John die Höflichkeit der Kellnerin beizubehalten. Die neckte kess, versuchte aber ihre Emotionen eine Stufe herunter zu fahren. Sie fand den Amerikaner sehr attraktiv mit seinen muskulösen Armen und der Augenbinde, welches ein seltenes Bildnis darstellte, was sie aber cool fand. Dennoch beherrschte sie sich und wusste ja von Mileena, dass es deren Date war. Sie schwieg zwar, aber beneidete ihre Vorgesetzte durchaus.

„Vielleicht möchten Sie auch etwas zum Essen, der Herr?“

„Nein, danke!“, lehnte John umgänglich ab.

Sein Magen hatte sich noch immer nicht richtig auf den Level des normalen Status beruhigt. Wie auch? Er wusste, Rebecca Chaparro wollte sich an ihm rächen. Mit welcher grausamer Methode auch immer. Beim Vorbeigehen berührte die schwarzhaarige Mexikanerin Johns Schulter. Als sie sich zum Tresen bewegte, musste John ihr auf die sehr knappen Pants starren, die kaum ihren knackigen Po verbarg. Er schmunzelte. Auf der einen Seite, weil es ein typisches Instrument von Verkaufsobligationen war, eine junge gutaussehende Kellnerin einzustellen, zur anderen Seite, weil er noch immer die scheinbare Magie besaß, auf Frauen zu wirken. Jedenfalls auf einen Großteil reduziert. Als die Mexikanerin mit der gekühlten Flasche Bier zurück an den Tisch trat, blinzelten ihre sauber geschminkten, großen Augen: „Sehr zum Wohl, Señor!“

„Danke Señora“, John nahm einen großen Schluck und stieß sodann einen wohltuenden Seufzer aus der Brust, labte sich an dem feinherben Geschmack, weil er spezielle Vorlieben an deutschem Bier fand. Erst jetzt begann er eindringlich das Ambiente der

Strandbar zu mustern. Die Vielfalt an Lampions, die ein buntes Farbenmeer einer Lichterkette an der Decke bildeten, luden genauso ein, wie die gelungene Mischung aus Holzfassade, Pflanzen und Verzierungen aus hochwertigem Bambus und Stroh. Die modernen Barhocker waren mit Lederbeschichtungen an jeder Sitzfläche ausgestattet und verfügten sogar über eine Rückenlehne. Sehr saubere und teure Tischdecken schmückten die Besuchertische. Ja, John musste zugeben, dass Rebecca in dieser Hinsicht Geschmack zeigte, der seine Erwartungen mehr als zufrieden stellte. Genau hier trat sie in Erscheinung, und da sah er sie erstmalig, wie sie in einem schneeweißen und bauchfreien Top sowie gleichfarbigen, kurzgeschnittenen Rock den Weg aus der Küche fand. Ihr Weg führte sie direkt auf seinen Tisch zu, wo noch ein freier Platz zur Verfügung stand. John musterte Rebecca intensiv. Ihm fiel sofort der silberne hauchdünne Ring auf, der unterhalb ihrer Nasenlöcher funkelte. Ihr hellgraues Blond glitzerte im sehr auffälligen, hochgestyltem Haar, belegte eindrucksvoll, dass eine Rebecca

Chaparro mit knapp vierzig Jahren ins Bildnis wunderschöner Frauen passte. Nur eben für John Winter nicht. Er sah die Mörderin seines ehemaligen Freundes Oliver Müller.

„Guten Abend, John“, hauchte ihre Stimme reibend. „Ich freue mich, dass du unser gemeinsames Date nicht wider Erwarten abgesagt hast...“

„Wie sollte ich auch? Schon vergessen – du hast mich doch eindrucksvoll daran erinnert...“

Rebeccas Kopf wanderte von links nach rechts, geradlinig in seine Augen zurück: „Aber wo ist deine Tochter? Wo ist Emily?“

John schluckte, er musste vorsichtig sein, mit dem was er ihr preisgab. „In Sicherheit. Glaubst du wirklich, ich lasse sie nochmals in die Nähe eines Monsters wie dich?“

„Oh, das wird Aurelia nicht gefallen...“

„Ist mir scheißegal“, schnaubte John wie ein wütender Keiler. „Ich habe gewisse Vorkehrungen getroffen, falls du denkst, mich hier und heute einfach abservieren zu können. Du kannst gerne Fragen stellen, Rebecca, aber ich bestimme, ob ich sie dir auch beantworte. Und

egal, was auch passiert...“, er starrte zu der leuchtenden Uhr oberhalb der Theke, „...in neunzig Minuten spaziere ich gemütlich hier raus. Ob du willst oder nicht. Ich lasse mir von niemanden drohen, hast du das verstanden!?“

Er wusste, wie hoch er pokerte. Aber für das Leben seiner Tochter war er bereit, dieses Risiko einzugehen. Er sah, wie Rebeccas Blick sich kurz verfinsterte, sich dann aber in ein spöttisches Grinsen verwandelte.

„Du naiver Schwächling. Glaubst du ernsthaft, ich erkenne nicht, wenn mir einer etwas vorgaukelt? Oh nein, John Winter, du hast nicht die Bullen gerufen. Denn dann wäre es um Emily sicher geschehen. Ich glaube, du hast keine Vorkehrungen getroffen, sondern nur für reine Vorsichtsmaßnahmen gesorgt, die mich in keiner Weise belasten können. Ich kann deine Angst förmlich riechen John. Unter deinem schwarzen Hemd wird es zunehmend feuchter, das sieht sogar ein Blinder.“

John wurde es kratzig im Hals, so verdorrt fühlte es sich an. Mit einem kräftigen Schluck half er nach, indem er die komplette Flasche leerte.

Rebecca verfolgte sein Schauspiel mit wachsamen Argusaugen.

„Juanita“, hob Rebecca ihren Zeige- und Mittelfinger, „bring' uns bitte noch zwei Bit.“

„Kommt sofort Mileena!“

„Pah, Mileena“, argwöhnte John, „wie kommst du zu diesem Namen? Und wie bist du eigentlich aus Deutschland geflohen? Alle dachten, du wärest tot und man hätte deine Leiche an irgendeine Sekte verloren?“

„Ich stelle hier die Fragen, John. Vergiss das nicht.“

Juanita brachte die Bestellung. „Lasst es euch munden, ihr zwei Hübschen, titelte sie die Harmonie von John und Mileena. Sie starrte dem Amerikaner ins hellblaue Auge und seufzte leicht. Ja, er gefiel der Mexikanerin, aber sie schätzte Mileena, weil sie jene als Menschen sehr mochte. Deswegen gönnte sie es ihrer Vorgesetzten, befreite sich aus dem Gedanken, was sie gerne mit John anstellen und was Mileena sicherlich später mit ihm ausleben würde. Aber sie hatte keine Ahnung, was sich wirklich an diesem Tisch abspielte. Nicht aus diesem Grund entfernte sich

Juanita rasch, fragte nach dem Wohlbefinden der beiden Gäste, die mit dem Speisen fertig geworden waren.

„Also John“, Rebecca kostete das Bier und ließ einem gar nicht mal schlecht ausgesucht freien Lauf durch ihre vollen Lippen, bevor sie sich mit steinhardter Miene aufbäumte und seine vollste Aufmerksamkeit zurückholte.

„Ich stelle dir jetzt einfache Fragen über unsere gemeinsame Zeit, damals in Deutschland. Solltest du mich verarschen wollen oder der Meinung sein, mich mit Schweigen zu konfrontieren, wirst du schnell bemerken, dass du nicht so stark bist, wie du es gerade hier zu markieren versuchst.“ John blieb ohne Kommentar.

„Erste Frage - wer hat Dany erschossen?“

John schwieg und hob scheinbar ahnungslos seine Schultern.

„Und wie konntest du dich überhaupt aus den Handschellen befreien?“

In dem Moment fiel John das bildhübsche Gesicht von Daniela Maria Morena ein, jener Frau, der er noch mit seiner Scheinliebe hinterher trauerte, als sie vor vielen Jahren von seiner Ex-



Frau Sandra erschossen wurde. Er wollte gerade etwas Passendes äußern, Juanita kam ihm zuvor.

„Verzeihung Mileena, ich unterbreche nur ungern, aber die beiden Señores würden gerne einen Aperitif auf Kosten des Hauses verzehren.“

„Ja und? Gehört doch zu unserem Standard. Wieso erledigst du das nicht selber, Juanita?“, rätselte Rebecca und wirkte leicht ungehalten.

„Weil die Herren darauf bestehen, mit der Hausdame auf ihr Wohl anzustoßen...“ Das klang für Rebecca plausibel und sie ließ ihren Worten Taten folgen. „Tja, John, wir müssen unseren interessanten Smalltalk kurz unterbrechen, aber die Pflicht ruft“, erhob sich die tätowierte Frau vom Tisch, nahm Juanita das Tablett ab und gesellte sich mit den drei Aperitifs zu den beiden Männern, die vornehmlich in Anzügen gekleidet in der Eckbank saßen. Rebecca gefiel es, dass die Herren ihre Strandbar zu schätzen wussten. Es hatte sich scheinbar schnell rumgesprochen, dass im La Libertad ein gewisses Niveau herrschte. Mit einem gekünstelten Lächeln stolzierte Rebecca an den Vierer-Tisch heran, sah, dass die Männer nebeneinandersaßen, statt gegenüber.

Sie reichte die dunkelbraunen Schnapsgläser herüber. „Señors, ich hoffe, das Essen war nach ihrem Geschmack?“

„Ganz ausgezeichnet, Señora“, liebäugelte der Mann mit der Glatze.

Der Tischnachbar trug einen Schnurrbart, der an ein Walross erinnerte. Er bestätigte dessen Aussage und lobte zusätzlich Rebeccas schöne Beine. Die lächelte breit, gab das Signal und drei Arme hoben sich im Einklang. Die braune Brühe glitt in die Kehlen hinab. Der Kahlköpfige wischte sich den Mund mit dem Unterarm rein.

„Ah, das tat gut, hier werden wir jetzt öfter erscheinen“, schenkte er Rebecca das Kompliment.

Die nickte zuvorkommend, während sie die Gläser abräumte und dem Fremden ein Gracias entgegnete. Schon hatte er wuchtig mit seiner Hand zugepackt, ihr schlankes Handgelenk fest umklammert. Rebecca erschrak nicht, wunderte sich aber um dessen veränderten Gesichtsausdruck, als er ihr Tattoo verinnerlichte. Dann starrte er ihr mit einem merkwürdigen Grien voll in ihren üppigen Ausschnitt hinein.

Rebecca duldet es höflich, versuchte den Sachverhalt freundlich zu mildern.

„Darf ich meinen Arm wiederhaben, Señor?“

„*Pleasure And Pain* als Schriftzug auf dem Unterarm und zwei Schwalben über den großen Titten platziert. Zu auffällig bei einer attraktiven Blondine. Hier hast du dich also über Jahre versteckt, Angel Caido!“

Es herrschte Todesstille. Zwei Augenpaare duellierten sich. In Rebeccas Adern begann es zu pulsieren. Jede kleinste Bewegung blieb in ihrem Blick gebannt. So erkannte sie den Arm ihres Gegenübers, der den Druck an ihrem Handgelenk löste und rasch in die Innenseite seines dunklen Sakkos griff. Rebecca ahnte, er würde eine Waffe ziehen. Doch sie war in der Ausführung schneller. Ehe der Mann sich versah, hatte Rebecca seinen Hals unterhalb seines kahlen Schädels gepackt. Den drosch sie mit aller Gewalt auf den Tisch. Zu fest, die leeren Schnapsgläser hüpfen in die Höhe und kullerten in das Tablett zurück. Der Mann schaute benommen drein, wirkte wie benebelt. Eine klaffende Wunde prangte oberhalb seiner spitzen Nase. John und Juanita hatten den dumpf

dröhnenden Schlag gleichzeitig vernommen, aber sie rührten sich keinen Zentimeter vom Fleck. Johns Instinkt riet ihm zur allgemeinen Vorsicht, deswegen nahm er eine deckende Position ein. Die junge Mexikanerin stand hinter dem Tresen wie zur Säule erstarrt, beobachtete das Schauspiel verdattert und mit geöffnetem Mund. Rebecca aber blieb gnadenlos. Der zweite Mexikaner hatte keine Chance gegen diese gedrillte Kampfmaschine, die keineswegs aus der Übung schien, weil ein in der Drehung balancierter Kick seine Schläfe begrüßte und ihn torkelnd in die Ecke stieß. Rebecca war stark genug über den benommenen Kahlkopf hinweg zu greifen, den wankenden Mann mit Schnauzer in den Kragen seines Hemds zu krallen, um ihn dann mit einem kräftigen Ruck über den gesamten Tisch zu ziehen. Rebecca stieß einen lauten Kriegsschrei zwischen ihren Lippen hervor und mobilisierte damit noch mehr Power in ihre Aktion. Seinen massigen Körper warf die Blondine kopfüber in die angrenzenden Holzstühle der benachbarten Sitzbank hinein. Es knarrte, knackte und ein stark rumpelndes Geräusch drang aus der Ecke, dazu

ein menschliches Ächzen, von Pein beseelt. Sofort hatte Rebecca die Pistole mit Schalldämpfer am Boden liegend entdeckt und sich dieser bemächtigt. Mit ausgestreckter Hand zielte sie auf den Mann mit dem Schnauzbart. Der Engelmacher des Mexikaners sprühte zwar Funken, aber nur zwei leicht stanzende Geräusche drangen aus dem Kaliber, als er die Brust des Ganoven blutig zerfetzte.

Blitzschnell wandte sich Angel Caido vom leblosen Körper ab, um auch dem anderen Gangster den Garaus zu machen. Aber so weit kam es nicht mehr. Quietschende Reifen und das heulende Geräusch eines Motors ließen alle Anwesenden verstummen. Ein schwarzer Wagen raste mit überhöhter Drehzahl die Promenade entlang. Rebecca erkannte die sich senkende Scheibe und wusste sofort, woran sie war.

„Alle in Deckung“, rührte Rebecca aus voller Kehle, sprang mit einem artistischen Satz voran, um aus der liegenden Position heraus bestmöglichen Schutz zu erhalten. John Winter kroch so schnell er konnte, unter den Tisch, ließ seinen Körper einfach fallen, um schnell am

Boden zu sein. Nur Juanita zögerte. Sie hatte die Gewaltszene ihrer Chefin Mileena noch immer nicht mental verdaut. Deswegen drehte sie ihren Kopf, dem anbrausenden Wagen nach, als das Inferno losbrach. Der Kugelhagel einer Kalaschnikow hallte mit einem Höllenlärm, zerfetzte binnen Sekunden die komplette Einrichtung. Flaschen und Gläser platzten wie Ballons auseinander, Scherben zerschnitten die Luft, Lampions erloschen und das Geräusch von berstenden Geschoss-garben klang markerschütternd. Der noch immer betäubte Mexikaner mit der Glatze blieb ohne Aussicht auf Erfolg. Sein gesamter Oberkörper ruckelte wie unter Hochspannung, als er mehrfach durchlöchert wurde und sein Blut aus jeder Öffnung seines verletzten Körpers spritzte. Dann brach er zusammen, landete wie betäubt neben der sich schützenden Rebecca. Juanita zuckte hoch, registrierte noch die kreischenden Laute von zerspringendem Glas. Ihr helles Top wurde regelrecht von Flüssigem besudelt, weil sämtliche Flaschen ringsherum detonierten. Dann, als das Kugelinferno versiegte und nur noch das

brausende Geräusch von Vollgas in der Ferne erlosch, kreiselte ihr Körper um die eigene Achse. Scherben steckten in ihrem zarten Fleisch, entstellten ihr Gesicht auf schreckliche Art und Weise. Ihr linkes Brillenglas, nur noch bestehend aus einzelnen Kristallpigmenten, verhüllte das fehlende Auge und die hässliche Schusswunde dahinter. Blut rann aus der schwarzroten Höhle, ehe der schwächliche Rumpf Juanitas seitlich wegknickte und ablebte. Dann war der Spuk vorbei.

Rebecca wartete noch einen Augenblick. Erst dann hob sie vorsichtig den Kopf, linste über die beschädigten Bambuslatten hinweg, um freie Sicht auf die Straße zu haben. Es rührte sich nichts Verdächtiges. Der Wagen war längst im Schein der Laternen verschwunden. Lediglich einige aufgebrauchte Zivilisten rannten die Gassen entlang. So drehte sie sich in alle Richtungen, erkannte das angerichtete Durcheinander, das sie einst als ihr Eigen titelte. Das prachtvolle Bildnis einer sehr anziehenden Strandbar war nur noch ein angerichtetes Chaos in dessen Mittelpunkt Tod und Zerstörung hausten. Den toten Ganoven

musterte Rebecca kurz angebunden, aber als sie um die von Geschossen gezeichnete Theke herumschritt, legte sich ein Gefühl von Trauer unter ihre Brust. Das war der Moment, als sie Juanita leblos in eigenem Blut erblickte. Wieder einmal hatte der Tod im Ferienparadies zugeschlagen. Gerne hätte Rebecca eine Schweigeminute für die junge Frau als würdigen Nachruf hinterlassen, aber die Zeit hatte Angel Caido nicht. Sie wusste, sehr bald würde die örtliche Polizei hier auftauchen und dann die Abteilung für Verbrechensvorbeugung einschalten, die einflussreiche Organisation der Staatspolizei. Und die würden sehr bald herausfinden, was hier wirklich geschah, auch wenn Rebecca mit einem gelegten Feuer imstande war, Spuren zu löschen. Dennoch, sie als Eigentümer der Strandbar hatte einen Eintrag im Grundbuch, deswegen würde die Staatspolizei früher oder später unangenehme Fragen stellen. Die schlimmste aller Möglichkeiten wäre die Aufdeckung ihres wahren Ichs, das Leben ihrer Vergangenheit als Kriminelle der Mafia, sowohl in Mexiko, als auch in Russland. Und obwohl ihr offizieller Tod seitens der Behörden in



Deutschland vor zwei Jahren bekannt gegeben wurde, könnte eine DNA Probe von ihr einen Stein ins Rollen bringen, der verheerende Auswirkungen nach sich ziehen würde. Ihr Leben, insbesondere das ihrer geliebten Tochter Aurelia würde viele drastische Veränderungen durchwandern. Das wusste Rebecca zu verhindern. Sie musste untertauchen, um das rätselhafte Auftauchen der beiden Mafiosi aufzuklären, die wie aus dem Nichts auf der Bildfläche erschienen, nachdem sie neunzehn Jahre nichts mehr mit der mexikanischen Mafia am Hut hatte. Rebecca kam zu dem festen Entschluss, dass es dafür nur eine logische Erklärung gab. Sie wusste, wer die Verantwortung trug und ihre Identität als Mileena preisgab. Sie starrte nun verhasst zu dem sich aufrappelnden John Winter hin, der sich noch die Scherben von der Kleidung klopfte und dem alles scheinbar skurril vorkam.

„Duuu...verdammter Bastard...“, brüllte Rebecca ihm tief wie eine Wölfin entgegen, packte John am Oberarm und hielt ihm sofort die Waffe gegen die Schläfe. Wild schnaufend zerrte sie ihn

an der zerstörten Theke vorbei und hinter die Hauswand, wo der Strand lag und man den traumhaften Blick auf die untergehende Sonne wahrnehmen konnte. Diesen Luxus gewährte eine Rebecca Chaparro ihrem ärgsten Rivalen nicht. Sie drückte John Winter gegen die Hauswand, stopfte ihm die Mündung des Schalldämpfers in den Mund, so dass nur gurgelnde Laute aus seinem Rachen drangen.

„Dreckskerl, du hast mich tatsächlich nicht an die Bullen verpiffen, nein, unser John ist gleich eine Etage höher zur Mafia gerannt.“

Rebecca tobte. „Woher zum Teufel hast du nur diese Infos über mein vergangenes Leben? Hat dir Dany, diese kleine Schlampe, etwa auch dazu verholfen? Juanitas Blut klebt an deinen Händen, die Frau war gerade erst dreiundzwanzig. Ich bring dich um, mieser Verräter!“

Er hatte die Arme längst angehoben, denn der momentanen Situation geschuldet, ergab er sich ihr widerstandslos. Doch Angel Caido blieb davon unbeeindruckt, nutzte seine ungedeckte Position zu ihrem Vorteil aus. Sie zog den Lauf der Pistole aus seinem Mund, jagte ihm das Eisen

voll in die Magengrube, so dass der Amerikaner keuchend eine krümmende Position einnahm. Ihr mittleres Keilbein erwischte ihn hart an der Stirn, als sie das lange Bein kerzengerade in die Lufte schwang. John taumelte, aber seine Kondition hielt ihn oben. Einen gewöhnlichen Mann hätte Rebecca mit dieser artistischen Einlage sicher von den Beinen geholt. Mühsam fächelte er Luft in die Lungen, sah Rebecca, die ihre Pistole rücklings in den Bund ihres kurzen Rocks steckte, um beide Arme in vollem Umfang einsetzen zu können, denn sie nahm bereits eine Kampfposition ein. Die heransausende Rechte blockte John routiniert in Boxermanier ab, doch die schnell folgende Linke erwischte ihn am Mund. So war es für Rebecca daraufhin ein Leichtes, ihn mit einer professionellen Linksrechtskombination niederzustrecken. John Winter war in den beiden tief klatschenden Treffern gefangen, rutschte ziemlich klamm die Hauswand herunter und sackte geschwächt in den feinen Sand. Sein Kopf schlug nach hinten auf und sein Gaumen kostete den bitter kupfrigen Geschmack seines Blutes. Er sah in den sternenklaren Himmel. Ihm war

schwindelig geworden. So entleerte er seinen voll mit Blut gestauten Mund, indem er es ausspuckte wie eine platzende Seifenblase. John blinzelte, weil eigenes Blut nun sein Gesicht komplett verklebte. Er gab ein laut klingendes Stöhnen von sich. Der Schmerz wanderte ihm durch die Stränge. Und er hörte den Spannungsbolzen der scharfen Waffe, die Rebecca auf sein Gesicht gezielt richtete. Er sammelte seine Worte umsichtig, denn er befürchtete, es könnten seine letzten gewesen sein.

„Wenn du mir schon nicht glaubst, weil ich in deinen Augen sowieso als schuldig gelte, so verschone wenigstens das Leben von Emily. Sie hat mit der ganzen Sache zwischen uns nichts zu tun. Bitte, Rebecca, ich appelliere an dich als Mutter. Verschone wenigstens meine Tochter.“

„Du wagst es, diesen hinterhältigen Verrat auch noch zu leugnen?“

„Ich schwöre dir, Rebecca. Ich habe keine Ahnung, wer diese Männer waren. Ich bin mit niemand in Kontakt getreten. Den Urlaub hier in Playa del Carmen habe ich aufgrund meiner Liebe zu Daniela Maria Morena gebucht. Von ihr

wusste ich, wie schön es hier ist. Das wir uns hier begegnet sind, ist reiner Zufall“, bekannte sich John zu seiner Unschuld.

„Und das soll ich dir glauben, John Winter? Vielleicht ist es Rache, weil ich den Oli damals so...“, Rebecca korrigierte sich, „...abgeschlachtet hatte?“

So blieb Rebecca in der Formulierung hart, aber ehrlich.

„Nein, nichts dergleichen. Ich hatte die schrecklichen Ereignisse damals in Deutschland abgehakt. Das musst du mir glauben. Das ist vorbei!“ „Aber du sprichst von Liebe, wenn du Danielas Namen nennst...?“

Er konnte dem nichts entgegenbringen. John rechnete fest mit seiner Exekution. Hier und jetzt würde ihn Rebecca Chaparro erschießen. Doch die zögerte zu seiner Überraschung. Sie streckte fordernd ihre linke Hand aus.

„Es gibt eine Möglichkeit, herauszufinden, ob du die Wahrheit sprichst. Wirf mir dein Handy rüber, John“, befahl Rebecca streng. Der hatte zwar nichts verstanden, richtete aber seinen Oberkörper auf und wühlte in seinem Hemd.

„Schön langsam, Herr Winter, sonst blas` ich dir dein Hirn raus.“

Er folgte ihren Anweisungen, warf ihr das Handy entgegen, welches Rebecca geschickt auffing, während die andere Hand noch immer die Waffe auf ihn richtete. Sie unterdrückte seine Mobil-Nummer und verlangte die Herausgabe der Telefonnummer des Hotels, in dem er untergebracht war. John zögerte, aber als Rebecca lauter wurde und ihn barsch aufforderte nicht rumzutrodeln, gab er die neunstellige Ziffer preis. Er verstand ihre Beweggründe nicht, hoffte insgeheim die bald anrückende Polizei könnte ihn aus der brenzigen Lage retten. Rebecca wusste hingegen, einige Minuten blieben ihr noch Zeit, deswegen beeilte sie sich, wählte die Nummer und wartete gespannt, ob die Leitung des Hotels frei war. Sie wurde nicht enttäuscht, eine verbindliche Männerstimme meldete sich.

„Einen schönen guten Abend“, säuselte Rebecca lieblich, „hier ist der Lieferservice von La Libertad. Einer ihrer Gäste, ein gewisser John Winter hatte eine Bestellung Champagner via Email aufgegeben, leider wurde seine

Handynummer von uns nicht registriert und wir hätten da noch eine wichtige Frage an Herrn Winter. Könnten Sie mich freundlicherweise mit seinem Zimmerapparat verbinden lassen? Ich wäre Ihnen sehr verbunden!“

„Nun, Ma`am, Sie wissen, eigentlich darf ich das aus Gründen des Datenschutzes nicht, aber ich werde für sie mal eine Ausnahme machen“, beherzigte der Portier. „Ich stelle durch...“

„Gracias“, schmuste Rebecca förmlich ins Telefon, als sie den piependen Ton in der Leitung vernahm und das Handy nun auf freisprechen aktivierte, so dass John die Dialoge voll mithören konnte. Eine geisterhafte Männerstimme antwortete mit einem kurz angebundenen Ja?

„Guten Abend“, wiederholte Rebecca sehr zuvorkommend, „hier ist der hauseigene Lieferservice. Spreche ich mit Herrn John Winter?“

„Richtig“, kam es nur reserviert zurück.

„Sehr schön, Mr. Winter, Sie hatten eine Bestellung Champagner in Auftrag gegeben. Wollten Sie einen Rose oder eher einen herberen Jahrgang, den Brut Imperial?“

Es verstrich ein kurzer Augenblick. Erst dann, meldete sich die Stimme zurück: „Einen Imperial, bitte...“

„Vielen Dank, Herr Winter. Ihr Personal wünscht einen angenehmen Abend und auf Wiedersehen!“

Rebecca hatte aufgelegt. Sie zog einen grübelnden Schmollmund, warf John barsch das Handy entgegen. Es landete auf seiner Brust und rutsche hinab in den Sand, weil er den neuen Gegebenheiten geschuldet, nicht dazu in der Lage war, aufzufangen.

„Tja, John, so wie es aussieht, stecken wir beide ganz tief in der Scheiße“, verschwand Rebeccas Waffe in den Bund ihres eng anliegenden Rocks zurück. Sie half ihm zurück auf die Beine und hievte seinen Körper hoch. „Tut mir leid für die Kiefermontage, obwohl, wenn ich so recht darüber nachdenke, verdient hast du es allemal. Du bist der Mann, der mich getötet hat, schon vergessen?“, grinste Rebecca völlig verändert ihm entgegen. John tastete noch seine Unterlippe. Jetzt war er es, der ohne Gnade eine wuchtige Faust nach vorne peitschen ließ und Rebecca zentral



aufs Kinn hämmerte. Die war völlig ahnungslos und ohne Vorbereitung. Deswegen knickte sie mit dem Damenschuhwerk zur Seite hin weg und fiel auf Arme und Knie nieder. Sie schüttelte ihr kurzes Haar und hüpfte dann, wie ein Kunstturner den Abschluss fand, in den geraden Stand, starrte John überrascht in das finster funkelnde blaue Auge zurück. Ihre Hand berührte das glühende Kinn.

„Dann sieh meinen Backenapplaus als Quittung für das Leben von Oliver Müller an, Rebecca“, er schritt an ihr vorbei. „Wir sind quitt, also leb` wohl.“

„Keine Bullen, John, sonst siehst du mich wieder“, drohte Rebecca gefährlich. „Und, wenn ich dir noch einen anderen Rat geben darf: Halt` die Augen offen. Mit denen ist nicht zu spaßen!“

„Na prächtig“, konterte John inzwischen ohne Anzeichen von Ängsten, „da sind wir schon zwei. Wenn die meiner Tochter auch nur ein Haar krümmen, werden die mich kennen lernen.“ John wirkte inzwischen wie ausgewechselt. Selbstbewusst schritt er stampfend über den Sand, den Blick gerade auf den Marsch nach

Hause fokussiert. Rebecca nahm Notiz von Johns Wagemut, aber sie als Profi wusste es besser. Er lief geradezu in sein Verderben, hatte überhaupt keine Ahnung, welchem Gegner er tatsächlich gegenüberstand. Deswegen rief sie ihm hinterher: „Vielleicht ist es besser, wenn wir das gemeinsam durchstehen, alter Soldat?“ Rebecca hatte ihm ihre Hilfe angeboten, nicht, weil sie so etwas wie Mitleid mit ihrem scheinbaren Feind verspürte, sondern weil ihr das Risiko viel zu groß war, dass John doch die Polizei einschaltete, auf welchem Weg auch immer. Seine Antwort hallte im Affekt über den sonst verlassenen Strand.

„Darauf kann ich dankend verzichten, Rebecca Chaparro!“

Wenige Minuten später erreichte John die Eingangshallen, drückte in die gläserne Vorrichtung einer Drehtür und stand schnell im Empfangsbereich seines Hotels. Er war jetzt auf alles gefasst, aber niemand schien ihn hier aus dem Hinterhalt zu überraschen. Er sah auch keine verdächtige Person. Also eilte er in Richtung Aufzüge, änderte dann aber sein Vorhaben, um den Weg über die Treppe einzuschlagen, die er als

sicherer wähnte. Aber den Mann hinter dem säulenähnlichen Pfeiler hatte John übersehen. Der zückte sein Funkgerät und kündigte den Amerikaner an: „Du bekommst Besuch. Dieser John Winter ist im Anmarsch.“ Dann schritt er selbstsicher zu den Aufzügen, während er seine Waffe unter dem Gürtel versteckt zurechtrückte. Er drückte den silbernen Knopf. Leise öffnete sich die Kabinentür und er trat in das verspiegelte Gehäuse ein. Dann drehte der Gangster sich um und schaute zu, wie sich die beschichteten Wände zusammenzogen. Die sechste Etage war sein Ziel. Der Aufzug fuhr ohne Zwischenstopp nach oben. So mutmaßte der Kriminelle, er wäre schneller oben als John Winter. Wieder öffneten sich die Kabinen leise wie Samtvorhänge. Sein spezielles Schuhwerk hallte kurz auf, wurde von dem dunkelroten Läufer lautlos geschluckt, als er dessen Fläche betrat. Er starrte in den langen Flur, erst nach links, aus dessen Richtung er den Mann mit der Augenbinde vermutete, dann in die andere Richtung, wo sein Partner die kleine Emily im Zimmer gefangen hielt. Er starrte auf die Tür, die zu den Treppen führte, schlich dann zügig auf

die andere Seite, um sich hinter dem Sichtkreis der aufschwingenden Tür verstecken zu können.

Es dauerte nur Sekunden, da schlug die Eisentür auf. John Winter lugte hindurch. Das wurde ihm zum Verhängnis. Der silberne Revolver jagte ihm voll über den Schädel. Dumpf klatschte John kopfüber nach vorne, aber er blieb, sehr zum Verwundern des Gangsters, bei Bewusstsein. Der aber behielt die Oberhand, weil er die Mündung des Revolvers dem aufstehenden John in den Nacken drückte. „Keine Dummheiten Freundchen, sonst knallt’s. Los, beweg dich“, wies er mit der anderen Hand in den Korridor, der noch eine Biegung bis zu Johns Zimmer entfernt war.

„Wer seid ihr Typen und was wollt ihr überhaupt von mir?“

Der Gangster lächelte: „Oh, das ist kein großes Geheimnis. Wir wollen uns ein wenig über deine blonde Freundin unterhalten, mit der du dich heute Mittag am Strand unterhalten hattest...“

John überkam ein mulmiges Gefühl in der Bauchgegend, obwohl es sein Schädel war, der schmerzhaft brummte. Diese Ganoven hatten ihn

also schon vor dem Besuch im La Libertad ausspioniert. Nur warum, das verstand er noch nicht. Langsam näherten die beiden Männer sich der Ecke. Der Mafiosi hatte die Position seiner Waffe vom Nacken in den Rücken von John gewechselt. So konnte er geschickt seinen Revolver vor neugierigen Blicken von Anwohnern verbergen, falls jemand tatsächlich gewillt war, die Funktion des Türspions in Anspruch zu nehmen. Als sie die Ecke passierten und John voranging, erkannte er aus dem Augenwinkel eine zweite Person. Er veränderte die Richtung seines Kopfs nicht, denn er hatte das schimmernde graublunde Haupt von Rebecca erkannt. Für den Gangster nicht absehbar, wuchtete Angel Caido bereits ihr schlankes Bein empor, erwischte ihn voll am Nasenflügel. Eine satte Ladung Blut stand in der Luft, spritzte sogar bis an die Decke hoch, so heftig hatte die Blondine ihren kunstvollen Karate-Kick ausgeführt. Als logisches Resultat der Physik hob es den Gangster von den Beinen, der krachend gegen die Wand des Korridors stieß und wie ein nasses Handtuch in sich zusammenfiel. Während sich John die

Waffe aneignete, die der bewusstlose Gangster hatte fallen lassen, schnappte sich Rebecca den regungslosen Mann und verschwand, ihn über die Schultern gehievt, im gegenüberliegenden unbenutzten Zimmer. Dort warf sie den Gangster auf das Bett, schoss ihm zwei Mal in den Hinterkopf, ehe sie das geknackte Türschloss vorsichtig und lautlos ins Gehäuse zog und sich John zuwandte.

„Na mit dir habe ich ja am wenigsten gerechnet, Rebecca.“

Sie unterbrach ihn sofort mit einer Geste, der ihren Zeigefinger vor ihre roten Lippen presste. John schluckte. Sie hatte natürlich recht. Er hatte im Eifer der Ironie seiner Wiedersehensfreunde mit ihr, viel zu laut gesprochen, deswegen stellte er seinen Pegel auf ein annehmbares Flüstern runter, folgte somit Rebecca, die ihn kurz darauf fragte, welche Zimmernummer er hatte.

„Dreiundsechzig“, wisperte er ihr zu, „wie bist du überhaupt hier reingekommen?“, wollte er nun wissen, denn er ging nicht davon aus, dass sie den gewöhnlichen Weg über die Treppe oder mit dem Aufzug nahm.

„Die Dachrinne raufgeklettert“, gab sie schroff zurück, starrte jetzt diagonal zur dritten Tür rüber, die sie sich genauestens einprägte. John, der noch ernsthaft fieberte, ob ihre Aussage gelogen war, wechselte erst das Thema als Rebecca sich seinem Zimmer näherte. John starrte ihr auf den wackelnden Po, die langen gebräunten Schenkel hinab, bis auf ihre Füße. Er sah, dass sie barfuß schlich. Sie war tatsächlich die Dachrinne hochgeklettert!

„Rebecca, warte! Emily ist da drin. Woher willst du wissen, dass sie nicht alleine ist?“

„Ist sie nicht“, hielt sie die geladene Waffe mit dem Schalldämpfer senkrecht in die Höhe.

„Gott bewahre. Und wie sieht dein Plan aus? Es wäre schön, wenn ich, verflucht noch mal, auch irgendwann etwas erfahren dürfte.“

„Nein“, schüttelte sie ihren Kopf, „darfst du nicht, denn, wenn ich dir mein Vorhaben sage, würdest du es um jeden Preis auszureden versuchen!“ John grübelte noch über ihre Worte. Bevor er antworten konnte, hatte Rebecca bereits gegen die Tür geklopft. John erstarrte, sein Herz

begann schneller zu schlagen, so nervös wurde er. Aber er schwieg mucksmäuschenstill.

„Wer ist da?“, drang es verhalten durch die Tür hindurch.

„Zimmerservice – ihr bestellter Champagner, der Brut Imperial ist da“, verstellte Rebecca ihre Stimme zu einem höflichen Säuseln. Sie hoffte, den Gangster damit vor die Tür zu locken. Sie ging in Position, stellte sich breitbeinig vor die Tür und zielte mit der Waffe auf die Tür. Ihre dunkelbraunen Augen waren einzig auf den Türspion fixiert. Als sich in ihren Pupillen ein kaum merkbarer Schatten widerspiegelte, der von dem winzigen Loch ausging, ballerte die große Blondine drauflos. Sie zuckte nicht mal, als ihr Fetzen von abgesplitterten Holz entgegenflogen. Vier flüsternde Schüsse, dann hörte man nichts mehr. Erst Sekunden später, vernahm man das dumpfe Geräusch eines aufschlagenden Körpers auf der anderen Seite der durchlöcherten Tür. John schauderte es. Mit Entsetzen starrte er auf die Eintrittslöcher der Holztür. Die vielen Splitterfragmente lagen überall auf dem gesamten Läufer verteilt.



„Verdammt, Rebecca. Und wenn das nun Emily war, die durch besagten Spion nach dem Rechten sehen wollte?“

„Sie war es nicht, ganz sicher“, konterte Rebecca kaltschnäuzig.

John packte Rebecca fest am Oberarm, riss sie rabiat vor sein wütendes Antlitz. Er hielt seine Waffe hoch.

„Wehe, wenn das Emily war.“

Rebecca aber riss sich los von ihm, trat die Tür heftig aus der Verankerung und bat John daraufhin mit ausgestrecktem Arm und der Waffe in der Hand einzutreten. Der blickte auf die soeben aus dem Scharnier getretene Tür, die jetzt wie eine Brücke auf dem Doppelbett lag. Sie verbarg zur Hälfte einen schwarz gekleideten Mann, dessen Beine unter der Tür hervorschauten. Um sie herum bildete sich ein feiner See aus Blut, der zunehmend größer wurde. Direkt daneben saß seine Tochter Emily. Gefesselt an einen Stuhl und geknebelt mit Kreppband, damit sie nicht schreien konnte.

Nur ein Gedanke schoss ihm wie gebündelte Energie bis tief unter die Brust - sie war wohlauf.

„Wenn Emily sich beruhigt hat, kannst du ihr den Knebel abnehmen. Danach solltest du das Notwendigste einpacken und dann müssen wir schnellstens von hier verschwinden, John!“

„Soll das eine Bitte oder ein Befehl sein?“, knurrte John gereizt. Ihm passte der wiederholt schroffe Ton seitens Rebeccas nicht. Erst, als er sich die Tatsache eingestand, ohne die Hilfe der großen Blondine, sicher in der Gewalt der Gangster zu weilen, senkte er sein aufbrausendes Gemüt. „Ok, Ok, Rebecca, aber sag` mir bitte, wie geht es jetzt weiter?“ Die lächelte unverblümt: „Du kannst jetzt weiterhin den Starrkopf spielen und dich alleine durchschlagen, oder du kommst mit mir...“

„...und wohin?“, redete er ihr dazwischen.

„Erst mal raus aus der Stadt und Zeit gewinnen. Wir haben die Mafia am Hals und später werden es auch die Bullen sein!“

„Das sind ja allerbeste Aussichten.“

Rebecca ignorierte seinen Sarkasmus: „Also John. Kommst du nun mit?“ Er nickte, auch wenn ihm nicht geheuer war, die Anwesenheit mit dieser Killermaschine zu teilen. Aber er hatte

keine andere Wahl. Alleine war er chancenlos unterlegen. Das musste er sich eingestehen.

„In Ordnung, Rebecca. Emily und ich werden dich begleiten, wohin uns der Weg auch führt.“

Mai 2023, Cartagena, Kolumbien

Der junge Mann strich sich galant über die obere Seite seines dunklen Sakkos. Seine blauschwarzen Haare reflektierten das Licht im Schein der Deckenlampen und seine himmelblauen Augen strahlten, was ungewöhnlich für einen Pokerspieler war. An dem ovalen Tisch mit dem samtgrünen Bezug saß er mit vier weiteren Kontrahenten zusammen. Gerade hatte der sehr attraktive Jüngling drei derer zum Fold gezwungen, weil sein Raise die beträchtliche Summe von umgerechnet zwanzigtausend Dollar betrug. Das zog einige neutrale Spieler an den Tisch und leises Murmeln war zu hören. Jetzt folgte der Showdown, welchen der Croupier ankündigte, weil die Lady ihm gegenüber den Raise gecallt hatte. Alle Anwesenden starrten auf die beiden Karten, die offen in der Tischmitte lagen. Eine Pik 8 und eine Herz 9. Eigentlich keine guten Vorraussetzungen für ein starkes Blatt, aber eben das machte eine spannende Pokerpartie aus.

Der junge Mann lächelte die Lady im edlen Look eines schwarzen Kleids an, begutachtete ihren auserlesenen Style. Ihr kurzes Haar schimmerte unter einem adlig wirkenden Fascinator und ihre Augen verdeckten eine Sonnenbrille mit verspiegelten Gläsern. Sie zog den ganzen Abend einen Schmollmund, der zu ihren vollen rotgeschminkten Lippen passte. Am meisten faszinierte ihn allerdings die Beschaffenheit ihrer Arme. Er wusste, die Lady war deutlich älter als er, aber diese Athletik der Muskeln sah wirklich beeindruckend aus. Dann gab er sein Blatt Preis. Weil er das Raise eröffnet hatte, war er derjenige, der zuerst am Zug war. Zwei Neuner und eine acht heftete er sorgsam an die beiden Karten der Tischmitte heran – Full House. Ein Staunen ging durch die Menge. Und er lächelte sehr charmant die blonde Lady an, präsentierte ihr die sehr gepflegten Zahnreihen. Miras Lippen zogen sich zusammen, wie bei einem Kuss gleich, aber sie war innerlich angefressen. Sie bewahrte die Coolness, die sie den ganzen Abend ausstrahlte. Ihr muskulöser Arm streckte sich aus und sie warf ihre drei Karten in die Mitte des Tisches. Ein lautes

Raunen erklang, als die Zahlenfolge 5, 6, 7 auf ihrem Blatt zu lesen war. Mira hatte einen Straight, von Anfang an. Der dunkelhaarige Jüngling blies einen Seufzer der Erleichterung aus seinem Lungenflügel, wusste, wie knapp er gewonnen hatte. Der enorme Stapel der Chips wanderte auf seine Seite und einige Zuschauer klatschten Beifall. Das waren jene Pokermatches, die gerne in einem noblen Casino gesehen wurden. Mira erhob sich ehrwürdig, nickte kurz in die Runde, um sich dann zu verabschieden. Der Sieger starrte ihr hinterher, erhob sich dann rasch, um ihr nachzueifern. Er fand sie am Tresen der Bar verweilen.

„Wollen Sie keine Revanche?“, fragte der Mann ungeniert. Mira unterzog den Jüngling einer kurzen, optischen Leibesvisite. Elegant trennte sich die athletische Blondine von ihren verspiegelten Gläsern, steckte diese mit dem Bügel in ihren tiefen V-Ausschnitt. Sein Blick folgte kurz, fand aber sofort ihre rehbraunen Augen.

„Seien Sie vorsichtig Mister...“

„Thompson. Joseph Thompson ist mein Name.“

„...Thompson, Sie könnten mehr verlieren, als Ihnen lieb ist, wenn Sie mich herausfordern“, drohte ihre zartgehauchte Schmusestimme.

„Das gehört zum Leben. Ich zocke einfach viel zu gerne, um mir nicht die Risiken auszumalen. Und wie heißen Sie, verehrte Madam?“

„Mira Tristany!“

„Ein sehr schöner Name. Klingt so elegant, wie die Art und Weise, wie Sie Poker spielen.“ Er orderte zwei Gläser Champagner mit einem kurzen Wink. Aber Mira blieb von seinem Flirt unbeeindruckt.

„So elegant kann es ja nicht gewesen sein. Sie haben mich besiegt Mr. Thompson.“ Er hörte einfach dieser bezaubernden Stimme zu, die ihn schier unglaublich fesselte.

„Ihre Stimme ist pure Magie Ms. Tristany. Und ich höre einen Akzent, der mit Sicherheit aus der Ukraine stammt. Liege ich richtig mit meiner Vermutung?“ Er lag richtig. Das erstaunte Mira erstmalig und sie begann, ein verführerisches Lächeln aufzusetzen. Als der Champagner serviert wurde und Joseph ihr das Glas wie ein Gentleman reichte, starrte sie dem jungen Mann

durchgehend in die hellblauen Augen. Mira lächelte breit.

„Sag` Joseph, bin ich dir nicht eine Kategorie zu weit oben, was das Alter angeht?“ Doch er schüttelte sofort den Kopf, nahm zur Kenntnis, dass sie ihn erstmalig mit seinem Vornamen nannte. „Aber keineswegs Mira. Sie sehen hinreißend aus, verdammt schön anzusehen. Dazu kommt, sie mögen Poker, fahren einen schnittigen neongrünen Sportwagen...“

„Das haben Sie gesehen, Joseph?“

„Aber ja“, zwinkerte er. „Natürlich ist mir ihr Aventador nicht entgangen. Dieser Schlitten ist ein echtes Juwel. Sie haben wirklich Geschmack, Mira. Ich bin gespannt, wie gut Sie in anderen Dingen sind, die ich noch nicht kenne, aber gerne kennen lernen würde!“ Mira hatte seine Absichten auf Anhieb verstanden. Aber sie schätzte seine Offenheit. Der junge Mann faselte wenigstens nicht um den heißen Brei herum. Das gefiel Mira, auch wenn er hier etwas vom Charme verspielte. Deswegen nahm sie sein Glas und stellte beide auf den Rand der Theke ab. Ihr Gesicht näherte sich ihm bis auf wenige



Zentimeter. Sie hauchte ihm einen Satz entgegen: „Du hast schmutzige Gedanken, Joseph. Aber das gefällt mir...“ Ihre Hand glitt sanft durch sein dunkles Haar, während beide den Blick vertieften.

Zwei Stunden später. Mira spähte auf die vom Lichtermeer verschönerten Küsten der Karibik. Vom Balkon des Hotelzimmers hatte sie eine tolle Panorama-Aussicht über einen weiten Abschnitt der Küstenstadt. Nur ein seidener Mantel aus hauchzartem weißem Stoff umnachtete ihren perfekten nackten Körper. Es störte sie nicht, dass sie möglicherweise von Spannern aus anderen Zimmern beobachtet wurde. An ihrem linken Ohr klemmte ein Handy, weil sie die Schulter angehoben und das Kinn gesenkt hatte. In der anderen Hand klemmte die Havanna.

„Was gibt es Gonzales?“, klang ihre Stimme autoritär.

„Es geht um die Chaparro. Du hast um sofortige Info gebeten, falls ihr je etwas zustoßen sollte.“

„Komm´ zum Punkt, Gonzales. Was genau ist passiert?“, forderte die selbstbewusste Frau und schaute ihn erwartungsvoll an.

„Ein Feuer am Strand von Playa del Carmen. Es war die Strandbar von Rebecca Chaparro. Es gab sogar Tote! Vermutlich ein Attentat einer noch unbekanntem Organisation.“

„Was ist mit Rebecca und vor allen Dingen ihrer Tochter, Aurelia?“

„Nein, nicht bei den Leichen dabei, sie gelten als vermisst.“

„Gut Gonzales. Gleich morgen um 15 Uhr werden wir das ausführlich besprechen. Ich möchte deinen Neffen dabei haben. Bekommst du das hin?“

„Er ist im Urlaub.“

„Gestrichen!“ murrte sie nur kurz. Gonzales schwieg dann, aber sie wartete auf Antwort.

„Ich fragte, ob du das hinbekommst, Gonzales?“

Ein kurzes Schweigen auf der anderen Leitung.

„Natürlich, er wird morgen in deinem Büro erscheinen. Pünktlich!“

„Das hoffe ich um seinetwegen. Er hat sich in letzter Zeit ziemlich abfällig verhalten. Sorg' dafür, dass er mir gegenüber gewissen Respekt pflegt, sonst werde ich ihm das mit meinen Methoden beibringen müssen!“

Gonzales blieb ruhig, aber hatte die Warnung verstanden. „Wir werden pünktlich erscheinen, Boss. Und sei unbesorgt. Ich übernehme die volle Verantwortung für sein Benehmen.“

Mira hatte aufgelegt. Sie steckte das Mobil Fon in die Tasche des Pyjamas und schlich zum Zimmer rein. Ihr Haupt hob sich zeitlupenhaft und ein unheimliches Grinsen wanderte ihr über die blutroten Lippen, als sie auf den Ventilator starrte, der ein leicht zirkulierendes Geräusch durch den Raum schweben ließ. An seiner Hauptachse war eine Schlinge befestigt. Dort war der nackte steife Körper von Joseph Thompson aufgehängt. Seine Augenlider waren weit aufgerissen, ebenso sein Mund. Er sah schauderhaft aus, als ob man seinen Körper in einen Eisblock erfrieren ließ.

„Goodbye Joseph. Es war mir eine Ehre, mit dir gespielt zu haben. Jetzt kennst du den Preis, wenn man mich beim Pokern bloßstellt. Du wolltest doch eine Revanche“, kicherte sie giftig. „Aber danke für den wunderbaren Orgasmus. Den hatte ich bitter nötig. Plaudern und Pokern – damit hast du nicht zu überzeugen gewusst, aber nur beim

Ficken hast du ein echtes Full-House geliefert.“ Zum Abschied gab Mira ihm einen imitierten Kuss und einen Wink mit den Fingern, während seine Füße einen knappen Meter kreisend wie ein Karussell über dem Boden hingen. Mira Tristany hatte keine Angst für den hinterhältigen Mord belangt zu werden. Hier in Kolumbien verfügte sie über grenzenlose Macht, genauso wie über weitreichende Teile in Ecuador, Venezuela, Costa Rica und sogar in Kartellhochburgen wie Bolivien und Mexiko. Sie war bis an die Spitze einer mächtigen Organisation mit dem Decknamen Chimära aufgestiegen. Keiner würde es wagen, ihr diesen Rang je streitig zu machen. Sie war einfach zu mächtig!

Weit entfernt, auf der Nordwestseite des karibischen Meers, fuhr ein silberner Cayenne fast lautlos durch die Nacht. Sein Ziel war die Großstadt Mérida westlich von Playa del Carmen gelegen.

„Warum gerade dorthin, Rebecca?“, fragte John Winter interessiert, der als Beifahrer neben Rebecca Auge und Ohren gespitzt hatte. Hinter ihm saßen Aurelia und Emily. Letztere wirkte

noch ziemlich angeschlagen, weil sie noch nie mit Gewalt dieser Art konfrontiert wurde, geschweige denn, hatte sie jemals einen Toten gesehen. Sie stand noch unter Schock. Deswegen hatte Rebecca das Radio eingeschaltet, um sie mit Musik etwas aufzuheitern. Vielleicht erfuhren sie auch Neuigkeiten über den Vorfall am Strand von Playa del Carmen, aber bisher wurden seitens der Medien keine Informationen Preis gegeben. Rebecca sprach ein allgemeines Handy-Verbot aus, begründete dies mit der schlüssigen Argumentation, dass man sie so orten und dann leicht finden könnte. Mafia und Polizei verwendeten diese Verfahren regelmäßig, um flüchtige Personen ausfindig zu machen.

„Weil unsere Verfolger davon ausgehen, dass wir schnellstmöglich das Land verlassen und uns südlich nach Guatemala durchschlagen. Aber wir bleiben in Mexiko und müssen uns erst ausruhen und irgendwo nächtigen. In einer halben Stunde sind wir in Mérida. Dort finden wir ein schönes Hotel.“ Rebecca starrte in den Rückspiegel, um kurz den Glanz ihrer Tochter zu sehen. „Geht’s dir auch wirklich gut, mein Schatz?“, fragte die

Großgewachsene. Aurelia schielte zum Fenster raus, lenkte aber ein: „Mama, warum nennt dich der John immer Rebecca?“

„Ganz einfach, weil er ein Dummkopf ist und immer meinen Zweitnamen verwendet“, tat sie per Notlüge kund. Aurelia kicherte über die Beleidigung gegenüber John, der jedoch hakte das Ganze mit einem schmollenden Dankeschön! ab.

„Zudem ist er auf seinem Auge blind wie ein Maulwurf“, verhöhnte ihn Rebecca, die ihren Unmut laut aussprach, weil er in der Hektik sein wichtiges Vergrößerungsglas im Hotel liegen lassen hatte. Ohne dieses Glas war seine Sehkraft wirklich beeinträchtigt und die war in Zeiten wie diesen enorm wichtig. Aber Rebecca hatte diesbezüglich schon eine Idee parat. In ihrem Kopf schwirrten auch schon weitere Gedanken und Pläne, wie sie zu viert das Ganze mit Aussicht auf Erfolg überstehen würden. John blieb dazu kommentarlos. Emily war es, die die momentane Ruhe auflöste.

„Mama, ich möchte zu Mama. Bitte!“, brüllte sie lautstark. Und ihr Brüllen wurde immer lauter, beinahe unerträglich.

„John verdammt, tu etwas“, schimpfte Rebecca.  
„Emily, beruhige dich. Es wird alles gut...“

Die weinte mit verzerrtem Gesicht und brüllte gut hörbar durch die Runde: „Ich will nach Hause zu Mummy und Daddy – jetzt!“

„Rebecca, ich muss mit Sandra telefonieren.“

„Nein, auf keinen Fall. Und dann noch mit der?“

Rebecca durchdrang Hassgefühle, als sie kurz an Sandra Winter dachte. „Die verpetzt mich glatt an die Bullen. Vollkommen ausgeschlossen!“

„Ich lass´ mir etwas einfallen, Rebecca. Dein Name fällt nicht, ok? Aber ich muss Sandra erklären, was los ist. In spätestens drei Tagen wird sie eh ungeduldig, wenn ich Emily nicht wie vereinbart an ihrem Wohnort in Houston abliefern.“

Rebecca fragte nicht nach, ob er und Sandra geschieden sind. Sie konnte sich selbst einen Reim darauf machen, obwohl es ihr sonderbar vorkam, dass die kleine Emily sowohl John, als auch den anderen Mann, den sie nicht kannte, als Vaterfigur ausgab.

„Gut, aber nicht mit dem Handy. Warte bitte, bis wir in Mérida sind. Von dort aus mit einem

Münztelefon. Oder schreibe ihr einen Brief ala Oldschool, versendet mit der guten alten Post. Alles andere untersage ich!“

„Du nimmst dir ganz schön viel raus, Rebecca. Halte wenigstens den Wagen an, damit Aurelia und ich die Plätze tauschen können, sonst kann ich Emilys Emotionen nicht abmildern.“

Letzteren Vorschlag hielt Rebecca für angemessen. So tat sie ihm den Gefallen. Mit Erfolg, wie sich bald rausstellte. Emily schlof an der warmen Schulter von John ein und gab bis zum Erreichen der Großstadt keinen Laut mehr von sich. Ein bescheidenes Hotel im Zentrum der Stadt wurde von Rebecca als vorzeitige Herberge ausgesucht. Schon deswegen, weil die Übernachtungskosten im humanen Bereich lagen und sie eine Telefonzelle in der Nähe sichtete, die durchaus Seltenheit hatte in Zeiten von Social Network und Multimedia. Rebecca kümmerte sich um die Zahlung, sie hatte noch genügend Bargeld einstecken. Für Bargeldabhebungen oder Zahlungen via Geldkarte sprach die ehemalige Auftragskillerin ebenfalls ein allgemeines Nutzungsverbot aus, genauso, wie sie es mit dem



Umgang von Handys tat, wo sie besonders bei den beiden Mädchen ein Auge drauf warf. Junge Mädchen waren ganz vernarrt auf diese Dinger, sinnierte Rebecca. Derweil hatte John den kurzen Fußweg zum Münztelefon zurückgelegt und wählte die Nummer seiner Ex Sandra. Er war sich noch nicht im Reinen, wie er die prekäre Situation ihr vernünftig beibringen sollte, denn er kannte Sandras Temperament nur zu gut. Er sollte recht behalten. Er vernahm die männliche Stimme von Charles Carnby und ein abfälliges Gefühl durchdrang seine Brust. Es kam wie ein Automatismus, denn einst hatte er Sandra an diesen Mann verloren. Zu einer Zeit, als er Sandra noch liebte. Damals, als sie gemeinsam den schweren Sommer in Deutschland überlebt hatten. Von Anfang an hegte John eine gewisse Antisymphathie gegen diesen Carnby und er wusste, das basierte auf Gegenseitigkeit.

„Hier bei Carnby“, pfiff es gut gelaunt ins Telefon.

„John Winter. Ich würde gerne mit Sandra sprechen, es ist sehr wichtig.“ John vernahm, wie Charles quer durch die Wohnung Sandras Namen

rief. Schwach registrierte er ihre Stimme, sie schien schlecht gelaunt, als Charles John als Gesprächspartner ankündigte.

„John, was rufst du denn zu so später Zeit noch an? Ich hoffe, es ist wichtig.“ Ihre Stimme klang abwertend und desorientiert.

„Wir stecken in Schwierigkeiten!“

„In Schwierigkeiten? Was meinst du mit wir? Schieß los, was hast du wieder angestellt?“ Sandra wirkte relativ ruhig, denn sie rechnete mit irgendeinem natürlichen Unvermögen seitens Johns, weil sie in ihm einen Versager auf ganzer Linie sah.

„Mit wir meine ich Emily und mich. Und mit Schwierigkeiten meine ich...“, John musste schlucken, „...die Mafia.“

„Bist du betrunken?“ John platzte der Kragen, weil Sandra ihn scheinbar nicht für voll nahm oder nicht ernst nehmen wollte. Das Resultat war das gleiche. Sie gab ihm keinerlei Wertschätzung.

„Sandra Carnby. Du wirst mir jetzt zuhören! Mir ist es eigentlich relativ scheißegal, was du von mir denkst. Ich kann und werde Emily nicht zum gewünschten Termin in Houston abliefern

können, weil wir die gottverdammte Mafia am Hals haben. Frag' mich nicht, wie das passieren konnte, aber es muss ganz sicher etwas mit der alten Geschichte in Deutschland zu tun haben, als wir die Auftragskillerinnen kennen lernten.“

John musste tief Luft holen.

„Und wenn du jetzt deinen Anwalt einschalten möchtest, weil ich gegen das Sorgerecht verstoßen habe, dann bitte, ich kann dich ja doch nicht daran hindern. Nur zu. Aber höre, Sandra, und darum muss ich dich inständig bitten – halte die Polizei aus der ganzen Sache raus, sonst machst du alles nur noch schlimmer.“

Kurzes Schweigen auf der anderen Seite der Verbindung.

Vielleicht nahm sich Sandra jetzt die Zeit, sämtliche Kontexte zu analysieren und die Fakten zu begreifen, in welchen Schwierigkeiten sie steckten. Doch dann brauste ein Donnerwetter los.

„John Winter – jetzt wirst du derjenige sein, der mir zuhört. Wenn meiner Tochter etwas zustößt, dann werde ich dich fertigmachen. Verlass' dich drauf“, begann ihre Stimme zu kippen und sie

musste sich einen Heulkampf verkneifen. „Du hast uns die ganze Suppe damals eingebrockt...“

Das alte Lied, John konnte es nicht mehr hören. Deswegen redete er einfach dazwischen: „Keine Polizei, Sandra. Vertrau mir ein einziges Mal. Ich boxe mich da alleine durch und ich werde einen Weg finden. Ich werde nicht zulassen, dass Emily etwas zustößt. Ich bring` sie dir zurück. Sie ist auch meine Tochter!“

Er hatte aufgelegt. Sandra nahm eine gekrümmte Haltung an, weil ihre Beine einen merkwürdigen Winkel ausrichteten und sich kreuzten. Mit der vor den Mund gepressten Hand unterdrückte sie ihren Schrei, der in ein langanhaltendes Wimmern wechselte. Charles Carnby war sofort zur Stelle, tröstete seine Frau und fasste sie bei den Schultern. Sie drehte sich komplett zu ihm um und vergrub ihr Gesicht in seiner Brust. Sanft rieb er ihr über den hellbraunen Haarschopf.

„Komm, Sandy. Lass` es gut sein. Dein Ex ist es und er wird es immer bleiben – ein mieses Arschloch. Ein Unruhestifter!“ Sandra sinnierte jedoch. Wenn sie nicht die Polizei einsetzen

konnte, denn in dieser Hinsicht vertraute sie John, so gab es andere Mittel herauszufinden, was wirklich los war. Das Leben ihrer Tochter war ihr das Wichtigste. Sie wollte sich nicht alleine auf die Fähigkeiten ihres Ex-Mannes verlassen. Sandra Carnby hatte gute Beziehungen im Freundeskreis. Nein, jemand musste eingreifen – inkognito.

„John, da bist du ja wieder. Na, wie ist es gelaufen? Konntest du Sandra überzeugen?“ Rebeccas Stimme klang gewohnt tief, aber ein seltener Ausdruck von Enthusiasmus verbarg sich dahinter. Sie richtete gerade das Doppelbett und dämmte das Licht. John winkte nur desorientiert ab. Für Rebecca spielte es inzwischen keine Rolle mehr. Die Polizei würde sowieso Wind von der ganzen Sache bekommen. Wirklich Sorgen machte sie sich über die Gegenseite. Tödliche Konfrontationen mit der Mafia würden weiterhin zum Tagesgeschäft werden, längst bevor die Staatspolizei in Erscheinung treten würde. Ein Umstand, den Rebecca nicht zu verhindern, aber gewiss abzuwehren wusste. Mit allen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln: Das außerordentliche Know-

how über organisiertes Verbrechen und ihre darin geschulten Kampfkünste, die sie nie verlernt hatte. Rasch erhob sich Rebecca aus dem sauber hergerichteten Bett, öffnete die Trennwand einen Spalt, um nach den Kindern zu sehen. Die schlummerten bereits friedlich, so zog sie die Wand geräuschlos zurück.

„Perfekt. Diese Einrichtung ist wie geschaffen für uns vier. Wer zu den Kindern möchte, muss erst an uns vorbei“, zwinkerte sie John zu. Der konnte sich davon nichts abgewinnen und ohnehin kam ihm dieses frohlockende Verhalten von Rebecca Chaparro befremdend vor. Er blickte reihum, auf sein Reisegepäck und auf die hellen Bezüge der Schlafvorrichtung. Dass er sich ein Bett mit ihr teilen musste, grenzte an seinem Zumutbaren. So starrte er auf die schlanke Blondine, die nur mit einem engen grauem T-Shirt bekleidet war, das gerade so ihren Hintern bedeckte. John rätselte, ob sie ein Höschen trug. Rebecca entlarvte den Amerikaner, bemerkte, wo er hin gaffte. Als sie gerade den Weg ins Bad einschlug, stoppte sie abrupt, legte vorwurfsvoll die Hände übers Becken.

„Hey, John. Du hast mich gerade angestarrt.“  
Der blinzelte.

„Gar nicht wahr“, beteuerte der seine Unschuld.  
Aber Rebecca ging weiter in die Offensive.  
„Natürlich hast du. Denkst du, ich bin blind?“

„Du irrst dich, Rebecca. Ich habe nirgendwo hingestarrt...“

Sie zog eine besserwissende Miene auf und ihre Pupillen rollten in den Lidern herum: „Schon klar. Typisch Mann, so etwas nicht zuzugeben...“

Für John war das Maß jetzt voll. Er wusste selbst nicht genau, warum er so auf Krawall gebürstet war, aber dieser Rebecca Chaparro wollte er nicht das letzte Wort im Raum überlassen.

„Vielleicht muss ich Unterricht in Sachen Aufklärung geben, meine liebe Rebecca. Ich hab` dir keinen abgeguckt, weil du nicht mein Typ bist. Klar jetzt?“, wütete John.

„Ich bin also nicht dein Typ? Was gibt es denn bitteschön an mir auszusetzen?“, knurrte sie zurück.

„Ganz einfach. Du bist mir viel zu hochnäsig. Dein Blech in der Fresse törnt mich ab...“, er führte eine eindeutige Geste mit seinem

Zeigefinger unterhalb seiner Nase durch, verwies damit auf ihr neues Piercing, dass er sonst nicht bei ihr kannte. „...dein Arsch ist mir zu flach und deine Titten zeigen erste Anzeichen von Verschleiß im Alter – sie hängen!“

Rebecca nagte an der Unterlippe. Ihre Augen formten sich zu schmalen Schlitzten. John rechnete fest damit, dass sie ihn schlagen würde, denn das Ballen ihrer Fäuste war nicht zu übersehen.

„Mein Arsch ist nicht flach“, funkelte sie ihn an, gab einen scharfzüngigen Ton ab und schritt energisch auf die Badezimmertür zu. Die hätte sie zuknallen können, aber sie nahm Rücksicht auf die im Nachbarraum schlafenden Mädchen. So fiel der Holzrahmen nur leicht ins Schloss.

„Wichser“, hörte John Rebecca fluchen und tiefgründig überlegte er, ob er nicht maßlos übertrieben hatte. Zwar verspürte er keine Reue, aber im Reinen war er sich nicht mit seinen Äußerungen, weil sie in keiner Weise der Wahrheit entsprachen. Für Rebeccas tolle Beine würden viele junge Frauen sie derer beneiden. Ihr prächtiger natürlicher Busen, der das T-Shirt enorm zum Spannen brachte, war seinerzeit



schon ein Männertraum und er hatte von der Herrlichkeit nichts eingebüßt, wie John ad absurdum führte. Rebecca verbrachte noch eine gute Stunde im Bad.

Später schritt sie mit einem um den Kopf gewickelten Handtuch aus dem Bad hervor. Sie sah John, der bäuchlings auf der linken Seite des Betts lag. Er war völlig ermattet eingeschlafen. Rebecca schnappte das Ende der Decke, zog sie lautlos bis zu seinem Nacken hoch. Dann entfernte sie ihr Handtuch, stieg zu ihm ins Bett und legte sich auf die Seite, den Kopf in ihrem angewinkelten Arm gestützt. Sie blickte stumm auf den schlafenden Amerikaner hinab. Ihr neuer Look glänzte unverkennbar und hatte jeglichen Grauton verloren. Ihr kurzes Haar schimmerte wie in alten Zeiten – ein sattes platinblond. Sie berührte John mit den Fingerkuppen im Nacken. Ganz weich wie eine Feder. Dann knipste Rebecca das Licht aus.

Daniela saß in einem quadratischen Raum, deren durchsichtige Wände aus reinem Panzerglas bestanden, so dass sie als Gefangene keine Chance zur Flucht besaß. Eine fest angelegte

Zwangsjacke konnte sie für wenige Minuten ausziehen, weil sie Besuch erwartete. Hier unten, in den tiefsten Kammern einer Psychopathologie hatte sie schon lange kein anderes Gesicht gesehen, außer dem der Wärter und des fiesen Therapeuten. Ihre großen smaragdgrünen Augen durchbrachen die eisige Starre, als sie das surreale Geräusch von der Schiebetür vernahm, die einen Raum vor ihr lag, der sonst nur zur Beobachtung von ihr galt. Sie hatte die Arme um die angewinkelten Knie gelegt, doch jetzt hob sie Haupt und Oberkörper, als der Mann vor der Glaswand stand, für den sie Gefühle hatte. Er war der einzige Mensch, der in ihrem Leben noch von Bedeutung war – John Winter.

Der stämmige Mann blickte auf Daniela hinab. Sein Blick war unter den eng angelegten Brauen scharf und seine Stimme, dem Wärter zugewandt, klang fest und direkt.

„Lasst uns alleine!“ Der nickte und drückte die Funktionstaste auf einem der Flachbildschirme, so dass die Freisprecheinrichtung aktiviert wurde. „Ihr habt genau fünf Minuten, danach deaktiviert sich die Anlage von selbst. Viel

Vergnügen“, grinste es in seinem Gesicht. Johns Visage wurde noch ernster. Sein muskulöser Körper schritt bis an die fast unsichtbare Glasscheibe heran.

„Hallo mein Cowboy“, begrüßte ihn Red Viper.

„Dany“, begrüßte er sie mit einem Zunicken.

„Was willst du hier, John? Ich hab` so lange nichts mehr von dir gehört...“

„Weil ich dachte, du wärest tot. Aber hab` keine Angst. Heute ist der Tag, an dem ich dich hier rausholen werde, Liebling.“

„Wunderbar“, ironisierte Daniela das mit einem kurzen Aufblick, indem sie sein blaues Auge streifte und seine Augenbinde sah, „dann werde ich mir deiner Sandra habhaft machen, für das, was sie mir angetan hat“, deutete sie auf ihre lange Narbe am Hals hin.

„Dany, vergiss` Sandra. Vergiss` das alles, die ganze Vergangenheit und das, was in Deutschland passierte. Hier geht es alleine um uns beide. Um dich und mich, sonst niemanden!“

Doch Daniela entzog sich seinem Blick. Dennoch erhob sie sich langsam, stolzierte scheinbar ungebrochen bis zum Rand der Scheibe.

Nur das zentimeterbreite Glas trennte beide voneinander. Jetzt hob sie entschlossen ihr Haupt und das karminrote Haar leuchtete im spärlichen Lampenschein. Und Johns Auge verfiel sich in den jadegleichen sonderbaren Augen ihr gegenüber, so, wie es sich damals in Deutschland in einem Zelt auf einem Rockfestival abspielte.

„Dany – ich liebe dich. Gib uns eine zweite Chance.“

„Solange Sandra lebt, wird es keine gemeinsame Zukunft für uns geben“, entgegnete sie kalt. „Noch eine Minute“, ertönte die monotone Stimme eines Roboters via Lautsprecher und zerschnitt den Moment frostklirrend.

„Verdammt, Dany. Ich werde nicht zulassen, dass deine Rache alles kaputt macht. Ich habe zu viele Opfer gebracht, hab` mir den Arsch aufgerissen und den Himmel auf den Kopf gestellt.“

Johns ernster Blick verwandelte sich zunehmend in einen kämpfenden Ausdruck, der noch an die treibende Kraft im Universum glaubte – die Liebe.

„Ich hab` dich niemals aufgegeben Dany, deine rührenden Worte in Zeilen einer SMS tief in mein Herz geschlossen. Gib` du uns nicht auch auf!“, brüllte er wie ein Löwe, als ein heller piepender Ton erklang und gleichzeitig eine undurchdringliche Beschichtung die Glaswand heruntersauste. Auf der anderen Seite hörte Daniela nur noch das trommelartige Klopfen seiner Fäuste, die fest gegen die Wand hämmerten. Sie hob jetzt verhalten den rechten Arm, berührte das Panzerglas in der Höhe, wo eben noch sein Gesicht weilte. Ihre Augenlider bildeten einen dünnen Strich, eine Träne rann ihr die Wange hinab, während sie Johns flehenden Rufe hörte: „Dany, Dany...“

„Dany...“, riss es John aus dem Schlaf hoch. Er war schweißgebadet, musste sich mehrfach vom Traum wach blinzeln. Dann bemerkte er Rebeccas merkwürdiges Antlitz über ihm. Sie signalisierte ihm, dass er sich ruhig verhalten sollte. Erst als er auf den Türschlitz zum Eingang schielte, ihrem Fingerdeut folgend, erkannte er warum. Das Flurlicht brannte. Und das passierte nur, wenn eine Bewegung registriert worden war. Rebecca

blieb kommentarlos, als er Danys Namen rief. Sie hüpfte geschwind aus dem Bett und leuchtete mit ihrer Funkuhr die Innenseite des Kleiderschranks aus. Sie schnappte sich ihre Desert Eagle, ein ähnliches Modell aus dem Hause Magnum, die sie seinerzeit als Auftragskillerin mit sich führte. Sie linste zwischen Schrank, Eingangstür und Wand, maß in ihrem Geist die günstige Höhe und Entfernung aus. Jetzt schraubte sie einen Schalldämpfer auf ihr Waffengehäuse, klemmte die in ihren Mund und John staunte, als Rebecca eine akrobatische Meisterleistung vollbrachte. Wie ein Gymnastikprofi erklimmte sie den Schrank, indem sie mit einem akrobatischen Sprung die Ecke fassen konnte, sich kräftig hinaufschwang, bis ihr Oberkörper auf der glatten Fläche unterhalb der Zimmerdecke lag. Ihre langen Beine hingen noch abwärts die Schrankseite hinunter. John sah, dass sie ein Höschen trug. Einen weißen String Tanga. Er musste grinsen, aber es verschwand rasch, weil er zuckende Schatten unter der gelben Türritze erkannte. Er konnte seine Nackenhaare aufrichten spüren und dieses seltsame, kurz aufkommende

Gefühl der Angst beflügelten seine folgenden Handlungen, die er wie im Affekt rasch durchführte. Flugs hatte John ein Kissen und eine Decke so unter der zweiten Bettdecke versteckt, dass der Eindruck entstand, dort würde jemand darunterliegen. Er musste sich beeilen, denn seichte Kratzgeräusche drangen zu ihm, ein eindeutiger Beleg dafür, dass der Versuch unternommen wurde, das Türschloss zu entriegeln. Hastig trabte er auf Zehenspitzen um das Bett herum, positionierte sich genau zwischen Schrankwand und Tür. Dort wähnte er sich in Sicherheit. Als er nach oben blickte, entdeckte er Rebecca. Mit dem Rücken stieß sie genau an die Decke, während ihr Körper eine Art Brücke bildete und sich mit ausgestreckten Armen und Beinen an Schrankkante und Wand stemmte. John überlegte, ob ihre physische Bravour eine so gute Idee war.

Es wurde so still, man hörte das Scharben, einer nächtlich streunenden Maus gleich, an der Eingangstür. Jener Moment, als sie unheimlich nur einen Spalt breit aufschwang, so dass der Arm eines Menschen und die Mündung einer Pistole

hindurch passten. Die zielte genau auf die Bettdecke. Aus dem Schalldämpfer sprühten gelbe Feuerkränze, stanzen höhlenartige Löcher in die Bettdecke. Seichter Qualm stieg daraus empor. Rebecca zögerte noch mit dem Absprung, wartete auf einen günstigeren Zeitpunkt. Im Moment, als der Gangster einen Fuß nach vorne setzte, das Licht anknipste und sich gerade vom Ableben der Personen unter der Bettdecke überzeugen wollte, da sprang Rebecca wie ein Pfeil aus der Deckung hinab. Weil die Männer Hüte trugen, wurde sie nicht gesehen. Rebecca hatte den Vorteil der Überraschung auf ihrer Seite. So konnte die Platinblonde den Mann vor ihr wuchtig auf das Bett rammen. Der stolperte mit rudernden Armen vornüber, weil seine Füße gegen den Bettrand stießen. Gleichzeitig hatte Rebecca beim Herabfallen den zweiten Gangster einen satten Fausthieb auf die Nase verpasst.

Der kollidierte blutverschmiert mit dem dritten Mann, wogegen Rebecca die Desert Eagle aus Mund zur Hand wechselte, in die Knie ging und schnell wie ein Revolverheld beide niederschoss. Sie wollte sich gegenwärtig um den dritten



Gangster kümmern. Beim Umdrehen sah sie John, der hinter der Tür raus preschte und den Angreifer mit einem Uppercut ins Land der Träume schickte. Der fiel rücklings in die Matratze, die leicht auffederte. Rebecca zollte diesem sauberen Schlag stille Anerkennung, schon deswegen, weil sie indes über einen Gefangenen verfügten. Dem wollte Rebecca wertvolle Informationen entreißen. Als beide Leichen unter die Bettdecken versteckt wurden, quälte Rebecca die Erinnerung, wie die drei Männer sie so schnell gefunden hatten.

Doch ehe sie ihren Weg durch das Gedankenlabyrinth finden konnte, das sich nun auftat, waren Emily und Aurelia zur Stelle.

„John, würdest du dich bitte um die Kinder kümmern? Sie sollen nicht mit ansehen, wenn ich Infos aus dem Bastard rausquetsche.“

Das klang für John zwar einleuchtend, aber er brachte dennoch seine Missgunst flüsternd zum Ausdruck. „Du willst den doch nicht allen Ernstes totschiagen, während ich mit den Kindern nur ein Raum weiter anwesend bin“, schüttelte er seinen Kopf, „wie stellst du dir das vor?“

Sie kramte ungestüm in Johns Koffer herum.

„Denk dir was aus, erzähl ihnen eine schöne Geschichte. Sei` mal etwas kreativ, John Winter. Oder wollen wir diesen Part tauschen?“

John zuckte mit den Achseln. „Ich wüsste gar nicht, was ich den Typen fragen sollte“, der noch immer bewusstlos in der Ecke neben dem Bett lag.

„Na, also. Ich werde ihn selbstverständlich fragen, wer sein Auftraggeber ist. So können wir rausfinden, wer ganz oben die Fäden zieht!“

„Was bringt uns das?“

„Ach John, bist du so uneigennützig, oder tust du nur so? Wenn wir diese Info haben, so besitzen wir eine realistische Chance aus der ganzen Sache heil heraus zu kommen. Wenn es uns gelingt, deren obersten Schäfer zu töten, stirbt die ganze Herde. Ein ganz einfaches Prinzip der Mafia. Die einzige Möglichkeit, die wir haben. Dazu brauchen wir allerdings seinen Namen und den Aufenthaltsort. Das prügele ich dem da raus“, schwenkte Rebecca zu der Geisel rüber.

John grübelte. Aus der Sicht hatte er das Ganze noch nicht nachvollziehen können. Er lenkte seinen Fokus wieder zu Rebecca, rückte aber zu

Emily und Aurelia rüber, die er sanft mit den Armen umschloss.

Sechs Augenpaare wurden aber dann Zeuge, wie Rebecca überraschend einen blinkenden Apparat aus einer Socke von John zog.

„Ich wusste es“, fluchte Rebecca lauthals.

John gab sich fassungslos.

„Die haben dir `ne Wanze untergejubelt. Wie blöd` bist du eigentlich, John? Hast du deinen Schädel nur zum Haareschneiden? Ich sagte nur das Notwendigste einpacken und selbstverständlich ging ich davon aus, dass du deine Sachen auch gecheckt hast.“ Aus der Höhe ließ sie den Apparat fallen, der hart zu Boden schlug. Das rote Blinken verebbte.

„Davon hast du mir aber nichts gesagt, Rebecca. Und hör` endlich auf, dich wie eine Zicke zu benehmen, das kann ich nicht ausstehen“, stellte er seine Tonlage auf den gleichen Level zu ihr.

„So, als Zicke titelst du mich also auch noch?“, trat sie ihm näher, bis sie sich auf Augenhöhe gegenüberstanden. Sein Blick wanderte kurz auf ihren strammen Busen und wieder zurück in ihre braunen Augen. Rebecca bemerkte es. „Und

gegen meine Titten gibt es rein gar nichts auszusetzen, denn die hängen nicht!“, keifte die Blondine.

John legte nach. „Du bist hässlich, wenn du dich aufregst, Rebecca.“ Die aber war kurz davor, ihm eine krachende Rechte voll in den Kiefer zu jagen.

„Bitte zankt euch doch nicht so“, sagte Aurelia. Sie nahm erst ihre Mutter an der Hand und dann fasste sie mit ihren kleinen Fingern die von John. Beide legte sie sanft übereinander. Ein zufriedenes Lächeln schenkte die Zwölfjährige dem Halbkreis. Rebecca presste ihre Lippen ineinander, streichelte ihrer Tochter durch das lange blonde Haar. John blickte zu Aurelia runter. Er verbarg seine Gefühle zu ihr, aber sein Mundwinkel formte sich sichtbar. Als dann Emily sich dazu gesellte, fassten sie sich an die Hände und rückten dicht beisammen. John wollte etwas sagen. Er als einziger Mann sah es als Pflicht an jetzt etwas Passendes anzufügen. Da sie zu viert waren und scheinbar gegen eine Übermacht antraten, entschied er sich für einen Dialog, den er aus einem bekannten Mantel- und Degenfilm kannte. „Einer für alle und alle für

einen!“ Er hielt das zunächst für oberflächlichen Schwachsinn, aber als das weibliche Trio seinen Satz simultan wiederholte und er Rebeccas Zuspruch, in Form eines leichten Drückens seiner Hand registrierte, fühlte er sich bestätigt. Doch das kurze Aufkommen von ihrer Euphorie wurde jäh unterbrochen, weil der Körper des Gangsters wild anfang zu ruckeln. Gurgelnde Laute drangen aus seiner Kehle und mit beiden Händen fasste er sich benommen den Hals. Rebecca löste sich aus dem Kreis der Harmonie, ward sofort zugegen. Sie bückte sich zu dem Mann runter schrie aufgeregt in die Menge. „Eine Zahnbürste, schnell!“ Aurelia handelte als erstes, huschte ins Bad und rannte ihrer Mutter mit ausgestrecktem Arm entgegen. Doch es war schon zu spät. Schaumartiger Speichel rann aus des Mannes Mund. Die Augen verdrehten sich gespenstisch, so dass sich Aurelia sofort wendete. Sein fieberndes Ruckeln beendete sein erschlaffender Körper und Rebecca roch den ätzenden Geruch von Cyanid aus seinem Rachen.

„Fuck! So eine Scheiße!“

Rebecca schimpfte wütend vor sich hin.

„Der hat sich mit einer Selbstmordkapsel gerichtet. Ich hätte ihn vorher fesseln müssen. Das wirft uns weit zurück.“

„Meine Schuld, Rebecca. Ich hätte fester zuschlagen müssen. Dann wäre der Kerl nicht so schnell aufgewacht.“ Er zog sie hoch zu sich.

Rebecca überraschte sein plötzliches Eingeständnis. Aber sie sah in ihm keine Schuld. Er hatte sich gut verkauft gegen diese Gangster. Als Trost tippte sie ihm auf die Schulter. Dennoch hatte er eine einzige Frage, die ihn brennend interessierte.

„Die Gangster überwältigt, die Wanze ausfindig gemacht. Wenn wir ein anderes Hotel in einer anderen Stadt buchen, sollten wir doch in Sicherheit sein. So ist es doch Rebecca, oder?“

Die bejahte es gegenüber den Kindern, weil sie die Mädchen nicht unnötig mental belasten wollte. Später im Wagen, als Aurelia und Emily bereits friedlich schlummerten, korrigierte sie allerdings ihre Aussage gegenüber dem Ex-Soldaten. „Das System der Mafia ist vergleichbar mit Schach, mein lieber John. Zuerst fallen nur die Bauern, dann folgen die weitaus stärkeren

Figuren!“ John schluckte melancholisch. Seine inzwischen völlig trocken gewordenen Lippen flüsterten kaum hörbar.

„Wenn diese Gangster in diesem Schachspiel nur die Bauern waren, wie wird dann die Dame aussehen und welchen Namen trägt sie?“

„Nein! Lass uns das besser gar nicht versuchen herauszufinden. Wir müssen einfach den König vorher schachmatt setzen!“

## *Weiterlesen?*

*»Am Ende stirbst du allein« gibt es  
sowohl im Buchhandel (ISBN/EAN 9783981996661)  
oder bei uns im Shop*